

# Qualität als das Andere der Quantität: Wie bildet sich «Sinn für Qualität»?

Zweiter von drei Teilen<sup>1</sup>

---

Philipp Stoellger

---

## Erinnerung: Quantität versus Qualität

### Es war einmal ...

Wer Qualität will, auch wer von ihr sprechen will, sollte genauer sagen, was er damit meint. Qualität ist nicht nur eine Frage des Gegenstands (so dass sie sich objektivieren liesse), sondern wesentlich der jeweiligen Hinsicht und des Kontexts (die sich *nicht* objektivieren lassen, ohne abstrakt zu werden). Quantität von Qualität zu unterscheiden, ist daher nicht so einfach, wie es kategorial klingt. Aber der Sinn für diesen feinen Unterschied ist zu schärfen und seine Anwendung zu üben, wenn man einen qualitätsvollen Begriff von Qualität entwickeln will. Üblich ist hingegen, Qualitäts- als *Quantitätsfragen* zu behandeln. Wenn man die Messverfahren nur genau genug macht, glaubt man, die Qualität in den Blick zu bekommen. Und das ist ein fundamentaler Irrtum.

In der *Antike* galt als *Qualität*, was sinnlich wahrnehmbar ist, wie warm/kalt, trocken/feucht, schwer, dicht, rau oder hart. Qualität war eine Frage der *Sinne*, und zwar nach Aristoteles vor allem des Tastsinns. *Wie sich etwas anfühlt*, wäre eine Umschreibung dessen. Einen *sinnlichen* Sinn für Qualität zu haben, unterscheidet «beseelte Lebewesen» von den unbeseelten. Deswegen ist die *Sinnlichkeit*, also etwas fühlen zu können, bis heute eine gravierende Unterscheidung zwischen Menschen und Maschinen.

*Quantitäten* hingegen werden gemessen, gezählt und gewogen. Es sind objektivierbare Eigenschaften von Dingen, die sich messen, zählen und wiegen lassen. Was in der Antike bereits recht weit kultiviert worden war, galt im Christentum bis ins Mittelalter als auffällig uninteressant. In der Sapientia Salomonis 11,21 hiess es im Gebet zu Gott: «Du hast alles nach Mass, Zahl und Gewicht geordnet»<sup>2</sup>. Dieses fromme Bekenntnis ist Ausdruck einer Einstellung. Wenn Gott die Welt geordnet hat nach Mass, Zahl und Gewicht, braucht man nicht nachzumessen oder nachzuzählen. Es ist doch alles in Ordnung. Ja mehr noch: Wer sich ans Zählen, Messen und Wie-

gen wagt, der scheint Gott nicht mehr zu vertrauen. Als wollte man den Schöpfer evaluieren, indem man seine Schöpfung kontrolliert und nachmisst, ob sie auch wirklich so gut ist, wie in der Schöpfungsgeschichte behauptet. Vielleicht aus solchen Erwägungen – das ist bis heute eine offene Forschungsfrage – wurde bis ins hohe Mittelalter keine Naturwissenschaft betrieben, obwohl man Mittel und Wege dazu bereits kannte.

### Galileo und Descartes

Die experimentellen Wissenschaften in der Neuzeit orientieren sich nicht mehr an den unmittelbaren Sinnesqualitäten<sup>3</sup>, an der Qualität als Sinn für Sinnlichkeit, sondern an Zeit, Raum, Gewicht oder Grösse – also am Messen, Zählen und Wiegen von etwas zu einer Zeit und an einem Ort. Das sind *quantifizierende* Verfahren zur Vermessung der Welt, mit dem Ziel, die gemeinige Hinsicht und Einstellung, also die individuelle Beteiligung, methodisch auszuschalten.

Dementsprechend wurde die Qualität neu definiert, und zwar als zu objektivierende Eigenschaft von Dingen. Nicht wie sich etwas anfühlt, sondern wie es an und für sich beschaffen ist, wurde massgeblich. Als *primäre Qualität* von Dingen galt ihr quantitativ-mathematisches Mass. Diese primären (und «eigentlichen») Qualitäten der Dinge bestehen in den «korpuskularen Vorgängen der Materie». Wärme ist nicht das, was man fühlt, sondern die messbare Molekülbewegung. Dichte ist nicht der Widerstand, den etwas dem Tastsinn entgegengesetzt, sondern das Verhältnis von Volumen und Masse. *Sekundäre Qualitäten* sind dagegen die Vorgänge in der Materie, die Empfindungen erzeugen. Die *Empfindungen* selber gelten als tertär wie marginal. In Gestalt dieser «Randerscheinung» fristeten die *sinnlichen* Qualitäten ihr Überleben.

<sup>1</sup> Der erste Teil ist im Heft 47 von PrimaryCare erschienen.

<sup>2</sup> Sapientia Salomonis 11,21f: «Aber du hast alles nach Mass, Zahl und Gewicht geordnet. Denn deine Kraft gewaltig zu erweisen ist dir allezeit möglich, und wer kann der Macht deines Arms widerstehen? Denn die ganze Welt ist vor dir wie ein Stäublein an der Waage und wie ein Tropfen des Morgentaus, der auf die Erde fällt.»

<sup>3</sup> J. J. MacIntosh, Primary and secondary qualities, *Studia leibnitiana* 8, 1976, 88–104.

Diese Umbesetzung der Relevanzen und die objektivierende Methode hat gravierende Folgen: Qualität wird auf quantifizierbare Prozesse der Materie zurückgeführt, und was in der Antike als Qualität galt (wie sich etwas anfühlt), wird zur subjektiven, irrelevanten Empfindung (der sinnlichen Qualität).

So haben *Galileo* zufolge Dinge «an und für sich» keine sinnlichen Qualitäten, sondern das seien nur Zutaten unserer Sinne. Geruch, Geschmack, Gefühl und Gehör haben ihren Ort dann nur im eigenen Bewusstsein und sind lediglich im eigenen Empfinden durch Substanzen verursacht. Sinnesqualität ist daher nur der Name für subjektive Empfindungen. Methodisch kontrolliert «Qualität» zu nennen, sei nach *Descartes* daher nur die Beschaffenheit einer Substanz und ihrer Veränderung (Grösse, Gestalt, Lage).

Auf *Galileo* und *Descartes* geht das ganze Unternehmen der Neuzeit zurück, mittels Regeln die Eigenschaften der Substanzen zu mathematisieren. Sinnesqualitäten (*qualités tactiles*) wie Härte, Wärme, Farben, Gerüche, Geschmack sind dunkel und verworren (wenn man sie auf Gegenstände bezieht, in den Sinnesempfindungen). Sie sind daher nicht wirklich *sachhaltig* (*realis qualitas*). Denn sie haben letztlich gar nichts mit der «Aussenwelt» zu tun.

Die so erfolgreichen Naturwissenschaften bedeuten daher für die Frage nach der Qualität einerseits ein Entsorgungsunternehmen: die sensiblen Qualitäten werden irrelevant; andererseits ein Transformations- oder Reduktionsverfahren: die «objektiven» Qualitäten sind objektiv nur, weil sie faktisch *als Quantitäten* analysiert werden. Wie etwas beschaffen ist, sagen einem die naturwissenschaftlichen Analysemethoden. *Wie gross, wie schnell, wie lange, wie schwer* etwas ist, bestimmt seine objektive Qualität. Wie man das empfindet, ist dann bloss noch subjektive Zutat.

Zusammenfassend formuliert gilt in der Moderne die objektive Qualität als quantifizierbar. *Wie* etwas beschaffen ist, wird in Mass, Zahl und Gewicht gefasst. Qualität wird damit zum Gegenstand quantitativer Analysen. Und was einst als Qualität galt, wie sich etwas anfühlt, die *sinnliche* Beschaffenheit für ein beseeltes Lebewesen, wird zur bloss subjektiven Empfindung. Das hat auch Folgen für das Verständnis der «Gefühle» in der Neuzeit: sie gelten als bloss subjektiv, wissenschaftlich marginal und beliebig.

### Was sich rechnet – und was nicht

Das kennzeichnet – in aller Kürze und Verkürzung – die sogenannte Tradition *Galileis*: die Mathematisierung der Wissenschaften mit der Kehrseite, die Rückbindung an die Lebenswelt zu verlieren bzw. dezidiert zu kappen. Ein aktuelles Beispiel für die

Konsequenzen dessen ist, wenn die Psychologie an der Universität massgeblich mit quantitativen, statistischen, mathematischen Methoden gelehrt und gelernt wird. Dagegen richten sich dann qualitative Methoden etwa der Erzählanalyse, der qualitativen Psychotherapieforschung etc. In der Tradition der Quantifizierung im Beobachterblick stehen auch die Evaluationen wie die seitens des Chirurgenpräsidenten genannten Therapeutika:

*Messen durch Zählen, ohne zu Wägen*, wäre die Formel dafür im Anschluss an die alttestamentliche Weisheit der *Sapientia Salomonis* (11,21). Der quantifizierende Beobachterblick findet allenfalls eine Syntax; von Semantik und Pragmatik der Wissenschaften ist er weltenfern, auch von den Handlungs- und Leidensvollzügen der «Patienten». Der Beobachterblick entspricht denjenigen Methoden, die *more geometrico* Mensch und Welt vermessen – und damit überaus erfolgreich sind.

Diese masslose Lust am «Vermessen» koinzidiert mit einer rigorosen «Praxisorientierung», der zufolge nur das interessiert, was sich rechnet. Wollte man die *Maximen* dieser «Massgabe» formulieren, könnten sie lauten wie folgt: *Wie etwas ist, wird gemessen. Was ist, lässt sich berechnen. Nur was sich berechnen lässt, ist gültig. Und nur was «sich rechnet», ist von Belang. Dagegen gälte seitens des «Patienten» vermutlich: Vor allem, was sich nicht rechnen lässt, ist von Belang.*

### Perspektivendifferenz: Musil

Da mit der Dominanz der Quantität und der «Objektivierung» der Qualität einiges auf der Strecke der Fortschrittsgeschichte bleibt, fragt sich, wie und wo denn noch der *sinnliche* Sinn für Qualität eine Rolle spielt, und welche Bedeutung er haben könnte. Um so zu fragen, bedarf es einer Schärfung des Differenzbewusstseins, und das bietet (der Ingenieur und Physiker) Robert Musil. Sein Roman «Der Mann ohne Eigenschaften» beginnt im ersten Kapitel mit einer bezeichnenden Szene:

*«Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum; es wanderte ostwärts, einem über Russland lagernden Maximum zu, und verriet noch nicht die Neigung, diesem nördlich auszuweichen. Die Isothermen und Isotheren taten ihre Schuldigkeit. Die Lufttemperatur stand in einem ordnungsgemässen Verhältnis zur mittleren Jahrestemperatur, zur Temperatur des kältesten wie des wärmsten Monats und zur aperiodischen monatlichen Temperaturschwankung. Der Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes, der Lichtwechsel des Mondes, der Venus, des Saturnrings und viele andere bedeutsame Erschei-*

*nungen entsprachen ihrer Voraussage in den astronomischen Jahrbüchern. Der Wasserdampf in der Luft hatte seine höchste Spannkraft, und die Feuchtigkeit der Luft war gering. Mit einem Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet, wenn es auch etwas altmodisch ist: Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913.»*

Zwei Perspektiven auf dasselbe: einmal eine meteorologische Beschreibung und einmal ein «etwas altmodischer» Ausdruck für die subjektive Wahrnehmung. Diese beiden Perspektiven gewinnen umgehend Gestalt in Mann und Frau. An diesem schönen Augusttag gehen eine Dame und ihr Begleiter eine belebte Strasse entlang und halten plötzlich an, als sie einen Menschaufbruch bemerken:

*«Schon einen Augenblick vorher war etwas aus der Reihe gesprungen, eine quer schlagende Bewegung; etwas hatte sich gedreht, war seitwärts gerutscht, ein schwerer, jäh gebremster Lastwagen war es, wie sich jetzt zeigte, wo er, mit einem Rad auf der Bordschwelle, gestrandet dastand. Wie die Bienen um das Flugloch hatten sich im Nu Menschen um einen kleinen Fleck angesetzt, den sie in ihrer Mitte freiliessen. Von seinem Wagen herabgekommen, stand der Lenker darin, grau wie Packpapier, und erklärte mit groben Gebärden den Unglücksfall. Die Blicke der Hinzukommenden richteten sich auf ihn und sanken dann vorsichtig in die Tiefe des Lochs, wo man einen Mann, der wie tot dalag, an die Schwelle des Gehsteigs gebettet hatte. Er war durch seine eigene Unachtsamkeit zu Schaden gekommen, wie allgemein zugegeben wurde.»*

Zu dieser Szene stossen die Dame und ihr Begleiter – und reagieren bezeichnend verschieden:

*«Die Dame fühlte etwas Unangenehmes in der Herz-Magengrube, das sie berechtigt war für Mitleid zu halten; es war ein unentschlossenes, lähmendes Gefühl. Der Herr sagte nach einigem Schweigen zu ihr: «Diese schweren Kraftwagen, wie sie hier verwendet werden, haben einen zu langen Bremsweg.»*

*Die Dame fühlte sich dadurch erleichtert und dankte mit einem aufmerksamen Blick. Sie hatte dieses Wort wohl schon manchmal gehört, aber sie wusste nicht, was ein Bremsweg sei, und wollte es auch nicht wissen; es genügte ihr, dass damit dieser grässliche Vorfall in irgend eine Ordnung zu bringen war und zu einem technischen Problem wurde, das sie nicht mehr unmittelbar anging ...*

*Man ging fast mit dem berechtigten Eindruck davon, dass sich ein gesetzliches und ordnungsgemässes Ereignis vollzogen habe. «Nach den amerikanischen Statistiken», so bemerkte der Herr, «werden dort*

*jährlich durch Autos 190.000 Personen getötet und 450.000 verletzt.»»<sup>4</sup>*

Diese Perspektivendifferenz ist exemplarisch für die Moderne: Quantität und Qualität sind zwei grundverschiedene Perspektiven, unter denen man ein und dasselbe betrachten kann. Das braucht man nicht auf Mann und Frau zu verteilen, aber sowenig man die Geschlechterdifferenz aufheben kann, sowenig die von Quantität und Qualität.

Die *quantifizierende Beobachterperspektive* steht der *qualitätssensiblen Teilnehmerperspektive* gegenüber, allerdings nicht «symmetrisch» in einander ergänzender Gleich-Gültigkeit, sondern mit einer gewissen Asymmetrie.

Bemerkenswert ist dabei, wie die «statistische» Perspektive *wirkt*. Die qualitative Perspektive der Dame geht zunächst mit affektiven Turbulenzen einher. Die Unannehmlichkeiten im Bereich der «inneren Medizin» (der Magengrube) fühlen sich an wie Mitleid.

Das bedarf nun nicht – ohne Ironie – dringend einer Behandlung, die prompt von Seiten der quantitativen Beobachterperspektive angeboten wird. Der «Überblick» und die kausale Erklärung rücken die gestörte Ordnung der Affekte wieder zurecht, wenn auch nicht «in Wirklichkeit», so doch «in Wirksamkeit». Der Dame wird die dringend ersehnte Erleichterung verschafft, dass der Unglücksfall «objektiv betrachtet» völlig in Ordnung geht angesichts der statistischen Regelmässigkeit.

Aus der Beobachterperspektive des wissenschaftlichen Zuschauers wirken die Schiffbrüche des Lebens wie regelmässige Ausnahmen. Nicht die Betroffenheit, sondern die Erklärungslust herrscht hier. Als wäre das erklärte Übel ein beseitigtes Übel. Was einst von der Religion erwartet wurde, wird vermeintlich viel befriedigender von der Statistik geleistet.

## Unterscheidungsbedarf

Dass hier zwei grundverschiedene Hinsichten kollidieren, dass man die Qualität eines Ereignisses nicht auf seine «objektiven Eigenschaft» verengen kann, dass seine Wirkung auf uns und wie es sich anfühlt eine Perspektive eigenen Rechts ist, wird von Musil (sc. mit literarischem Qualitätsbewusstsein) in Szene gesetzt.

Als kritisches Fazit gegenüber der dominierenden Tradition von Galileo und Descartes lässt sich sagen: Qualität ist *nicht* quantifizierbar, ist nicht «digitalisierbar» und nicht auszurechnen. Sie erschliesst sich nicht dem Beobachterblick. Im Gegenteil, der bringt den Sinn für die Qualität und die affektive Beteiligung (vermeintlich) zum Verschwinden. Ein Beob-

<sup>4</sup> R. Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Reinbek bei Hamburg 1978, I, 9–11.

achterblick ist blind und macht blind, für das was sich nicht rechnet.

Da sich das *Verschwinden* der Qualitätssensibilität im quantifizierenden Blick gleichwohl *zeigt* und literarisch zeigen lässt, ist Qualität offensichtlich nicht «bloss subjektiv». Daher muss man unterscheiden: Die Qualität meines *Befindens* (wie ich mich fühle), ist sicher subjektiv. Auch wie sich «*etwas anfühlt*», eine Situation, ein Kleidungsstück, ein Wein, ist sicher subjektiv. Die Qualität eines *Kunstwerks* ist nicht *nur* subjektiv, aber nicht zweifelsfrei objektivierbar. Die Qualität eines *Produkts* (Auto, Haus) ist objektiv, aber auch subjektiv.

Die Qualität von *etwas* wie einem Ereignis ist in *keinem* Fall «bloss objektiv», denn sie ist eine Frage von Situation, Hinsicht und Perspektive: Sie ist Qualität von etwas für jemanden in bestimmter Situation und Hinsicht. Qualität ist daher in keinem Fall *vollständig quantifizierbar*.

Geht es um *Dinge*, kann man deren Qualität teilweise quantitativ fassen. Eine qualitativ hochwertige Uhr wird für alle hochwertig sein. Aber ob man eine atomgesteuerte Funkuhr für die beste hält, oder eine Uhr mit Seele, die noch Zähne und Räder hat – das ist zwar meines Erachtens keine Frage, aber nicht einfach objektiv entscheidbar. «Objektiv» misst eine Funkuhr die Zeit genauer, ihr Preis-Leistungsverhältnis ist wohl auch «effizienter», man kann auch ihr Design so gestalten, dass sie sich «gut verkauft» – und sie wird immer ein seelenloser Funksignalempfänger bleiben.

Das *Subjektive* an einem Qualitätsurteil ist jedoch *nicht* «bloss» subjektiv. Mit der Qualität steht es hier ähnlich wie mit der Wahrheit. Etwas kann noch so wahr sein, etwa dass *heute ein Hochdruckgebiet über der Zentralschweiz liegt*; wenn ich das nicht erlebe und empfinde, ist es gleichgültig. Erst wenn sich dieses Hochdruckgebiet anfühlt wie *ein schöner Frühlingstag im Jahre 2005* wird das für mein Leben von Belang sein.

«Das Subjektive ist das Wahre» meinte Kierkegaard. Wahr ist das, womit ich leben und sterben kann. Alles andere ist vielleicht passend, richtig, effizient – aber nicht eigentlich «wahr» zu nennen. Nur die Wahrheit für mich, die *Lebenswahrheit*, die sich in meinem Leben auswirkt, sei letztlich wahr – alles andere hingegen bloss objektiv, abstrakt und letztlich gleichgültig.

Für die *Medizin* hat das leicht ersichtliche Konsequenzen. Ihre Erfolgsgeschichte gründet sicher in der Teilhabe an der Naturwissenschaftsgeschichte der Neuzeit: immer genaueres «Messen, Zählen und Wägen», um den Krankheiten auf den objektiven Grund zu gehen und den zu therapieren, statt Symptome zu kurieren.

Ihre Krisen können daher *auch* darin gründen, dass bei immer grösserer Komplexität die Fehleranfälligkeit grösser wird – wie bei einer Uhr mit Seele, wie einer «Grande complication». Diese Dimension des Qualitätsproblems ist wohl für die «Unglücksfälle» im Krankenhausbetrieb relevant – und dem entsprechen auch die Antworten im Sinne einer Verbesserung des Betriebs. Von einem Getroffensein durch diese Unglücksfälle hingegen, wie es Musils Dame widerfährt, sind die oben genannten «präsidialen» Antworten weit entfernt.

Auf diese Krise aber *allein* «quantifizierend» zu antworten und zu meinen, bessere Technik bringe bessere Qualität – ist in recht präzisiertem Sinne *halbwahr*. Denn es würde nur die «objektive» Seite der Qualität im Blick haben.

Die grösste Krise der Medizin würde darin bestehen, wenn sie vergässe, dass sie eine *Kunst von beseelten Lebewesen für beseelte Lebewesen* ist. Also wenn sie vergässe, dass es nicht bloss um die Qualität von Objekten geht, sondern ursprünglich und letztlich um die *Lebensqualität*.

Das scheint mir die massgebliche Hinsicht zu sein, woraufhin wir Qualität beurteilen (sollten): *Lebensqualität* – im Unterschied zur *Lebensquantität* (die sich bis in die Rigorismen der Selbsterhaltung steigern kann oder die Zwänge zur rigorosen Fremderhaltung mit aller Macht der Maschinen). Die Qualität von etwas (wie einer Therapie oder OP) kann sehr gut sein, ohne diesem «höchsten Gut» zu dienen, der Lebensqualität. Auch die Qualität eines Mediziners kann hervorragend sein, ohne diesem Gut zu dienen.

Das Qualitätsurteil ist *offen*, ein durch den Betroffenen, den Patienten, zu *ratifizierendes* Urteil. Und auch dann bleibt es noch offen: auf die Zukunft hin (bleibt er bei seinem Urteil, und wie urteilen künftige Generationen darüber?).

Qualität ist immer ein *perspektivisches* Urteil, situativ, von Betroffenen und nicht einfach generalisierbar. Daher wäre eine Zentralperspektive oder «Masterperspektive» in Fragen der Qualität schlicht *vermessen*. Sie wäre eine überschüssende Fehlleistung des «Messens, Zählens und Wägens».

Damit entsteht aber eine merkliche Spannung: Die Medizin lebt von «objektiven Urteilen», Methoden und «Massverhältnissen». Sie lebt von der Tradition Galileos und Descartes. Die Anwendung ihrer Künste und Methoden bezieht sich aber auf «beseelte Lebewesen», die sich dieser Objektivierung und Mathematisierung entziehen.

Mit Erinnerung an Musils Dame und ihren Herrn gesagt: der Mediziner muss diese Perspektivendifferenz auszubalancieren verstehen. Nächstliegend ist, dass die Professionalisierung und alle Qualitäts«si-

cherung» sich in der Regel der «Herrenperspektive» anschliessen. Demgegenüber sollte sich im Angesicht des Patienten die affektive Beteiligung nicht beirren lassen, schon gar nicht verschwinden angesichts drohender Kontrollen.

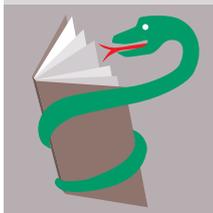
Soll man auf diese Spannung mit Ausweitung und Raffinierung der «objektivierten Qualität» reagieren, oder aber mit deren Einschränkung zugunsten subjektiver Qualitätsurteile, um der «sinnlichen Qualitäten» willen? Man braucht hier keine Alternative zu eröffnen. Die erste Reaktion versteht sich von selbst. Die *zweite* aber nicht. Zu fragen, wie sich der Sinn

für Qualität bildet, richtet sich auf diesen zweiten Aspekt: des «*Sinnes für*», einer sinnlichen Qualität in bestimmter, professioneller Perspektive.

*(Fortsetzung in der nächsten Nummer)*

---

Dr. theol. Philipp Stoellger  
Institut für Hermeneutik  
und Religionsphilosophie  
Kirchgasse 9  
CH-8001 Zürich  
stollger@theol.unizh.ch



## ÜBERGANG

Weich wellt sich und warm im Abendwind  
leuchtend gelbes Leinen  
vor meinen müden Augenlidern  
ferne gehen fremde Stimmen  
vertraut an mir vorüber  
und trocken-sanfter Gartenduft  
löst alles langsam auf  
die Sinne liegen selig  
in den Dingen  
die leise nun  
ihr Lied beginnen  
seltenerer Wellenschlag  
unmerklich naht  
der Schlaf

*Thomas Schweizer*